Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 33 (1958)

Artikel: Originelle Gestalten der Familie Schoop
Autor: Seelig, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699860

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Carl Seelig

ORIGINELLE GESTALTEN DER FAMILIE SCHOOP

In mittelalterlichen Klosterdokumenten kann man nachlesen, daß die Familie Schoop, die sich zur Zeit der römischen Kolonisation noch «Scopius» nannte, in der unweit von Konstanz gelegenen Thurgauer Gemeinde Dozwil nicht selten eine führende Rolle gespielt hat. Bald haben sich ihre Mitglieder als Schulmeister oder als Pfarrer, bald als Industrielle oder als fortschrittliche Bauern hervorgetan. Ihr selbstbewußtes Wappen zeigt auf goldenem Hintergrund einen schwarzen Löwen, der — sich auf den Hinterbeinen aufrecht vorwärtsbewegend — zwischen den beiden Vordertatzen zwei rote Kugeln hält. Sollte es in der Familie Schoop einmal tatsächlich Löwenjäger gegeben haben? Wir wissen es nicht, können es aber kaum glauben. Alle, die ihren Namen tragen und die wir persönlich kennen, sind nämlich ausgesprochene Tierfreunde, so daß sie sich die Kugel gewiß eher in den eigenen Leib als in den Körper eines unschuldig-schönen Löwen jagen würden.

Der Erfinder Dr. Max Ulrich Schoop

Einige Wochen, bevor dieser eigensinnige Dozwiler im Alter von fast sechsundachtzig Jahren auf stadtzürcherischem Boden am 29. Februar 1956 unsere Erde verlassen hat, schrieb er mir noch aus dem Tessin: «Was mir das Leben verdüstert, ist das Bewußtsein, daß täglich Millionen von Tieren gequält und getötet werden. Wenn mich Gott nochmals auf die Erde schickt, überlasse ich das Erfinden anderen und widme mein Leben der schutzlosen Kreatur.» Das Mitleid hat ihn schon als Jüngling zum Vegetarier gemacht, und die Meinung, daß sich nüchtern das Schicksal besser meistern läßt als mit aufgepeitschten Trieben, zum Abstinenten. Er hat diese Grundsätze mit der ihm eigenen Beharrlichkeit von Jugend auf streng durchgeführt, und ist im Alter schon bei Sonnenunter-

gang ins Bett gekrochen, um bis nach Mitternacht durchgehend zu schlafen und noch vor Sonnenaufgang mit seinem Pudel durch die verlassenen Straßen von Zürich zu spazieren: ein oft etwas rauhbauzig wirkender Einzelgänger, dessen interessante Persönlichkeit seine kleine, von den «Guten Schriften» in Zürich veröffentlichte Autobiographie «Aus dem Leben eines schweizerischen Erfinders» lebendig bestrahlt.

Im Verlaufe seines langen Lebens hat Max Ulrich Schoop in seinen Laboratorien wohl über dreitausend Experimente angestellt. Bahnbrechend wurde die sogenannte «Schoopsche Metallspritz-Pistole», durch welche das technisch und industriell wichtige Problem der autogenen Schweißung oder Schmelzverbindung von Aluminium plötzlich auf verblüffend einfache Art gelöst wurde. Die Erleuchtung kam ihm in Paris, wo er als Chef eines Laboratoriums tätig war. Er beobachtete, wie die Kugeln, die sein kleiner Sohn Uli in einem Privatgärtchen aus einem Luftgewehr verschoß, an der Steinmauer zu flachen Omeletten zerspritzten, so daß die Mauer durch das Blei gleichsam verpanzert wurde. Nun fragte er sich: «Wäre es für die Technik nicht ebenfalls von ungeheurer Bedeutung, wenn man Holz, Papier, Gips und anderes Material ebenfalls bombardieren und mit einer dauerhaften Metallhaut überziehen könnte?» Insgesamt waren nicht weniger als 800 Versuche notwendig, bevor die erwähnte Präzisionspistole in den Handel gebracht werden konnte. Schoop befolgte dabei das altschweizerische Rezept «Nüd na laa gwünnt!» und focht auch die drei Dutzend Prozesse durch, die ihm wegen dieser Erfindung, die bis zu 35000 Arbeiter in verschiedenen Ländern beschäftigt hat, an den Hals gehängt wurden. Sie hat ihm also nicht nur einen Haufen Geld, sondern auch viel Sorgen, Tag- und Nachtarbeit und Enttäuschungen eingebracht. Im übrigen bekannte sich Max Ulrich Schoop, der für seine Entdeckung 1920 von der Technischen Hochschule

in Braunschweig den Ehrendoktor erhalten hat, gern als unverbesserlicher Optimist. «Dieser Eigenschaft», versicherte er uns einmal spontan, «schreibe ich mein langes Leben zu — nebst dem aber auch meiner um sechsundzwanzig Jahre jüngeren Frau, Frieda Schoop-Neininger, die mir als Mitarbeiterin in wunderbarer Mischung aus Idealismus und tüchtigem Tatsachensinn immer treu zur Seite gestanden ist.»

Er konnte manches Außergewöhnliche aus seinem Lebenslauf erzählen, dieser echte Thurgauer M. U. Schoop. Er wurde am 10. April 1870 in Frauenfeld geboren, wo sein Vater von 1863 bis 1876 die Kantonsschüler im Zeichnen und Schreiben unterrichtet hatte. Hierauf zog die sechsköpfige Familie nach Zürich um. Am dortigen Gymnasium soll Max Ulrich als störrisches Schaf der Schrecken seiner Lehrer gewesen sein. Für Sprachen zeigte er nämlich nicht das geringste Interesse; hingegen erwies er sich im Zeichnen, in den naturkundlichen Fächern und im Experimentieren als überdurchschnittlich begabt. Nachdem er einige Jahre als Graveur und Retoucheur bei verschiedenen Fotografen gearbeitet hatte, animierte ihn sein ältester Bruder Paul, der Direktor der Akkumulatorenfabrik Oerlikon war, in den Dienst dieser Firma zu treten. Begeistert sagte der junge Mann zu. Bereits 1893 wurde er in ihrem Auftrag nach Moskau geschickt, um dort Akkumulatorenbatterien aufzustellen. Bei dieser Gelegenheit kam er 1895 auch in das Herrschaftshaus des weltberühmten Dichters Leo Tolstoj, dem er das elektrische Licht einrichten sollte. Als er dem damals schon fast siebzigjährigen weißbärtigen und in einem faltigen Bauernkittel gekleideten Schriftsteller gegenüberstand, antwortete er auf die Frage, was er wolle, schlagfertig: «Monsieur le Comte, je vous apporte la lumière!» (Herr Graf, ich bringe Ihnen das Licht!) Er durfte mit ihm an einem Nachmittag Tee trinken und sein selbstgemachtes «Habermues» versuchen. Sie sprachen

über den Sozialismus, die sittliche Reinheit und Enthaltsamkeit, die Suggestion und den schweizerischen Psychiater Auguste Forel, den Tolstoj schätzte. Persönlich kennengelernt hat Schoop später auch noch den amerikanischen Erfinder Thomas Alva Edison und den alten Grafen Zeppelin, der als erster eine Lizenz auf Schoops autogene Schweißung erworben hat.

Der Bildhauer Ulrich Schoop

Im rauhen Ton der Männerfreundschaft, den wir für unseren Verkehr zugelegt hatten, sagte ich einmal zu Dr. M. U. Schoop scherzhaft, es sei gewiß ein Kreuz gewesen, ihn zum Vater gehabt zu haben — so diktatorisch und rechthaberisch, wie er zuweilen sein könne. Er steckte die Attacke lachend ein. Im Grunde war er doch stolz auf seinen am 17. Oktober 1903 in Köln geborenen Sohn Ulrich, der das väterliche Erbteil der bewundernden Liebe für die Natur nie verleugnet hat. Seinem einstigen Familienoberhaupt äußerlich auffällig gleichend, hat er schon als Primarschüler in Zürich-Höngg «tolle Viecher» gezeichnet, von denen die Lehrer wenig entzückt waren. Die zeichnerische Begabung leitet der blauäugige Uli geradewegs von seinem 1911 in Zürich gestorbenen Großvater — dem Zeichen- und Schreiblehrer — ab. Während der sieben Jahre, die er im sanktgallischen Landerziehungsheim Oberkirch zugebracht hatte, wurden seinem Talent keine Zügel angelegt. Von Oberkirch kam er 1936 an die Kunstgewerbeschule nach Zürich, wo er sich ein Jahr darauf bei Wilhelm Hummel zum Maler ausbilden ließ. Erst später merkte er, daß er in gewissem Sinn farbenblind war und sich deshalb für den Beruf eines Malers nicht eignete. Diese Erkenntnis kam ihm während eines Spazier-

gangs, als es ihm nicht gelang, wie normale Leute Walderdbeeren zu finden, da er das Rot der Früchte nicht mit Sicherheit vom Grün der Blätter unterscheiden konnte.
Um ein solides Handwerk zu lernen, machte nun Uli bei der Firma Orell Füßli in Zürich eine dreijährige Lehre als Grafiker durch. Erst dann schwenkte er endgültig zur Bildhauerei über, nachdem er schon vorher gern geschnitzt und modelliert hatte. 1926 durfte er sich mit Einwilligung des Vaters bei einem der berühmtesten deutschen Tierplastiker, Professor Fritz Behn, in München als Schüler anmelden. Bei ihm hat er etwa vier Monate lang intensiv gearbeitet. Hierauf richtete er sich im Quartier Latin von Paris ein eigenes Atelier ein. Mit einigen avantgardistischen Landsleuten wie Hans Arp, Max Bill und dem jetzigen Direktor des Kunstgewerbemuseums Zürich, Hans Fischli, gehörte er bis 1939 in Paris zu jenen von den bürgerlichen Kreisen beargwöhnten «Abstrakten», die von der gegenständlichen Form zur absoluten, irrealen Form streben. «Dieser Periode», erklärte uns Uli Schoop, der seit 1940 mit seiner Familie in Zürich wohnt, «verdanke ich meine völlige Unabhängigkeit vom rein naturalistischen, pedantischen Detail.» Heute macht er seine Tierplastiken nicht mehr direkt nach dem lebenden Modell. Als genießerischer Bewunderer der tierischen Formenwelt ist es nun sein ernstes Bestreben, sie auf das Wesentliche und Elementarste zu konzentrieren. Hierbei gelangt er wiederholt an die Grenze der Abstraktion. Seine formal streng geschlossenen Arbeiten lassen aber unschwer erraten, daß hier ein echter Künstler um das innerste Geheimnis der kreatürlichen Schönheit weiß. Eine weitere Vorliebe hegt Uli für bohemienhafte Außenseiter, wie es etwa die Zirkusakrobaten sind. Verheiratet ist er mit einer in Finnland aufgewachsenen Lettländerin, die ihm eine muntere Kinderschar geschenkt hat. «Auch sie ist in ihrer Art eine Künstlerin»,

rühmte er, «eine Lebenskünstlerin nämlich. Denn mit einem Bildhauer verheiratet zu sein, heißt auf vieles Angenehme und Sorglose verzichten zu können.»

«Mutti» Schoop

«Mutti» Schoop, geborene Emma Böppli, wird einmal nichts hinterlassen als die Erinnerung an eine prachtvoll vitale, anpassungsfähige und liebevolle Mutter von vielen Künstlerkindern. In ihrer Art ist sie jedoch auch ein Original, erfüllt von unbändigem Freiheits- und Lebensdrang, der heute, im Alter von 84 Jahren, kaum weniger feurig wirkt als in ihrer Jugend. Ihr 1922 gestorbener Mann, Max Schoop, ein Bruder des Erfinders, versah bei der demokratischen «Zürcher Post» die Stellung eines Handelsredaktors. «Mutti» Schoop selbst stammt von toggenburgischen Wunderdoktoren ab. Ihr Erziehungsrezept scheint das unbeschnittene Wachstum der individuellen Persönlichkeit gewesen zu sein. Man erzählt sich noch heute Wunderdinge von dem frohmütigen, wilden Kinderleben am Zürichberg, das sie wie eine gutmütige Henne lachend um sich herum geduldet hat. Und als in den dreißiger Jahren ihre Kinder nach Kalifornien auszurücken begannen, konnte es gar nicht anders sein, als daß sie diese freiwillige Emigration unter den ständigen Sommerhimmel des amerikanischen Filmlandes begeistert mitmachte. Ihr kostbarstes Gepäck: das wie ein Perpetuum mobile für Menschen und Tiere gleich freundlich schlagende Herz brachte sie in alter Frische mit, und sie wohnt nun in einem eigenen Haus mit dem sentimentalsten Hund, der rötlichsten Katze und dem appetitlichsten Skunk der Welt. Letzteren hat sie vom englischen Filmschauspieler James Mason geschenkt bekommen. Natürlich ist «Mutti» Schoop oft von ihrem

kleinen und großen Nachwuchs umgeben. Häufig sieht man sie auch mit ihrem Sohn Paul in einer der Konditoreien von Los Angeles auftauchen, um dort in Erinnerung an die Heimat «Guetzli» und andere Süßigkeiten en masse zu vertilgen. Sie freut sich aber auch an ihrem tropischen Garten und an all dem anderen, das der Herrgott auf dieser Erde gedeihen läßt. Nur wenn sie über den Zeitungen sitzt, kann man sie gelegentlich über die täglichen Ungerechtigkeiten in der Welt knurren hören, denn wenn es nach «Mutti» Schoop ginge, wäre diese ein Paradies der Liebe und der gegenseitigen Toleranz.

Die Tänzerin Trudi Schoop

Die älteste, am 9. Oktober 1903 in Zürich geborene Tochter von «Mutti» Schoop ist als «tanzende Komikerin» und Choreographin Trudi Schoop eines der bekanntesten Schößlinge am vielverzweigten Sippenbaum dieses nun auch in fremde Kontinente verpflanzten Thurgauer Geschlechtes geworden. Wenige Stunden bevor sie Ende Februar 1957 nach anderthalbjährigem Aufenthalt in der Schweiz wieder nach Los Angeles zu ihrer wie eine Klette zusammenhaltenden Familie zurückflog, fragte ich sie: «Was wirst du dort tun, Trudi?» Prompt antwortete sie: «Am liebsten möchte ich von jetzt an nur noch Katzenporträtistin sein!» Ein erstaunlicher Wunsch, nicht wahr? Aber schon vor einem halben Jahrzehnt hat sie mir geschrieben: «Nun möchte ich nichts mehr als malen und in Farben ertrinken.» Warum aber gerade Katzen? Sie malt nämlich auch Blumen, Hunde und Kinder. Von letzteren möchte sie sogar ganz gern Bildnisse machen. Aber sie hat Angst, daß die Auftraggeber herumnörgeln, die Nase sei zu groß geraten oder die Farbe der Augen zu wenig blau. Die Katzen hingegen lassen

sich malen, wie sie will. Sie glaubt sie gut zu kennen, diese geheimnisvollen, bezaubernd-anmutigen Geschöpfe, die bald fremd wie ein Urwaldwesen sein können und bald zutraulich wie eine Tante. Meistens sind es zugelaufene Katzen, die sie malt. Am traumhaftesten wirken aber auf Trudi die südamerikanischen Pantherkatzen, die wundervoll gefleckten Ozelots. In sie ist sie richtig verliebt. Ihre kindhafte Art zu malen erinnert uns unwillkürlich an den französischen Zöllner Henri Rousseau, mit dem sie auch den heiteren Vorrat an unkonventionellen Phantasievorstellungen gemeinsam hat.

Während ihres letzten Aufenthaltes in der Schweiz hat Trudi Schoop vier Monate lang im Kinderdorf Pestalozzi gewohnt, um dort das Festspiel zum zehnjährigen Jubiläum zu inszenieren und den Kindern Rhythmikstunden zu geben. Lange ist es her, bald schon ein halbes Jahrhundert, seitdem sie selbst beim Regisseur Richard Revy in Zürich hinter dem Rücken ihres Vaters die ersten Schauspielstunden nahm. Damals schrieb die Primarschülerin in ihr Tagebuch: «Wenn ich viel Geld hätte, würde ich jeden Abend ins Café gehen. Auch das Theater ließe ich nicht im Stich. Dann ginge ich heim. Dort heiratete ich einen schönen Herrn. Jeden Abend ginge ich tanzen und ins Konzert. Aber die Armen würde ich auch nicht vergessen. So würde ich mein Geld verputzen, bis ich nichts mehr hätte.» Und energisch, wie die Schoops nun einmal sind, stand sie eines Tages mit gerunzelter Stirne vor dem Vater und erklärte ultimativ: «Entweder darf ich einen Tanzabend geben oder ich nehme mir das Leben!» Ihre kurzen, dicken Beine verspottend, hat er vernünftigerweise das erste vorgezogen, und so fand am 14. Dezember 1920 im Pfauentheater unter Anwesenheit der ganzen Verwandtschaft der erste Tanzabend von Trudi Schoop statt. Es vergingen dann ein Dutzend Jahre, bis sie sich wieder auf die Bühne getraute, nun aber mit soliderem technischem Können;

Dr. M. U. Schoop mit seiner Frau Frieda

Trudi Schoop mit einer ihrer Lieblingskatzen

«Mutti» Schoop mit vierundachtzig Jahren

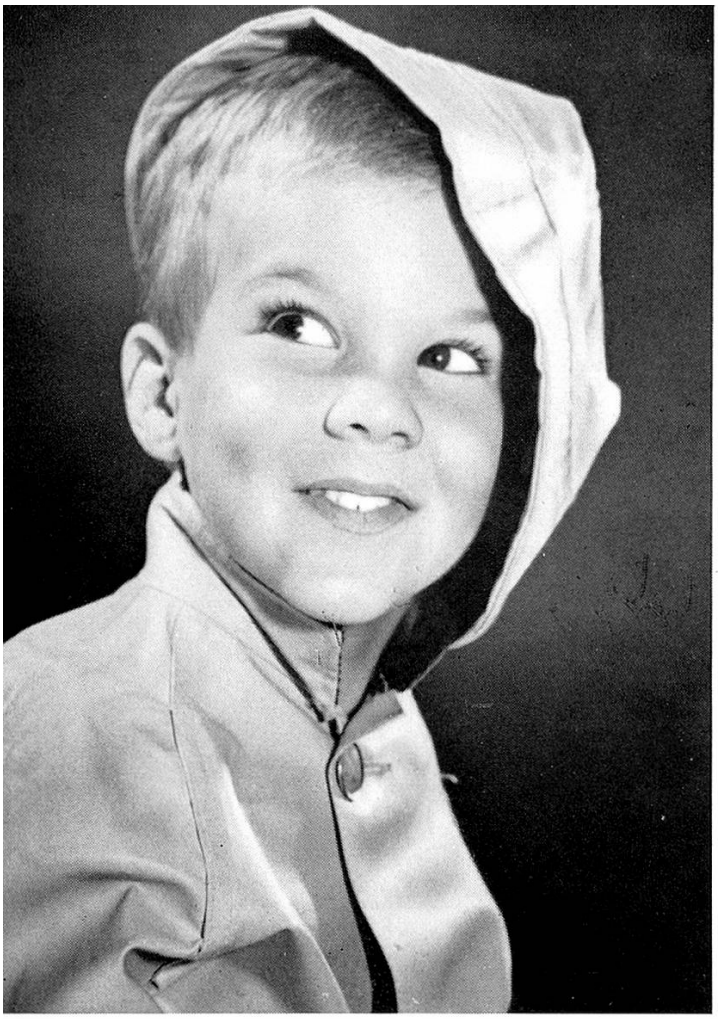
Paul Schoop und Frau

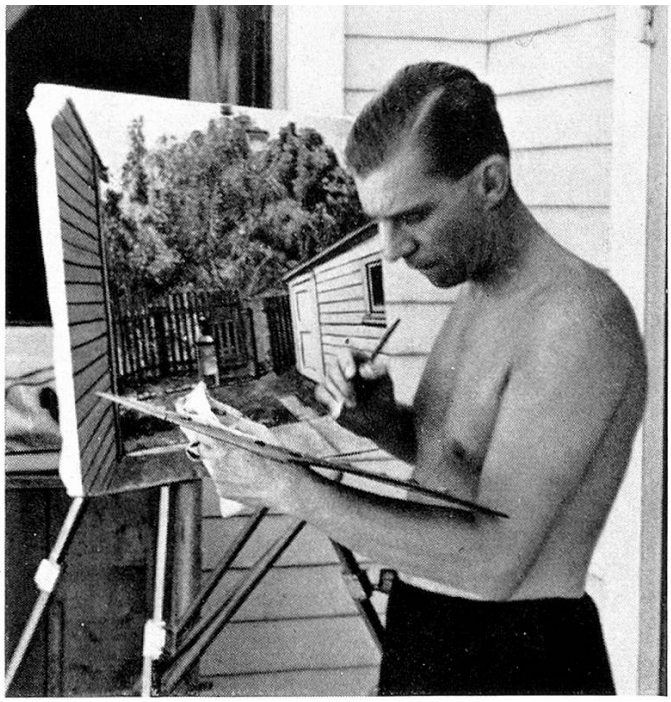
Ulrich Schoop in seiner Werkstatt

Ein Katzenbild von Trudi Schoop

«Ruhe»
Kleinplastik
von
Hedi Schoop

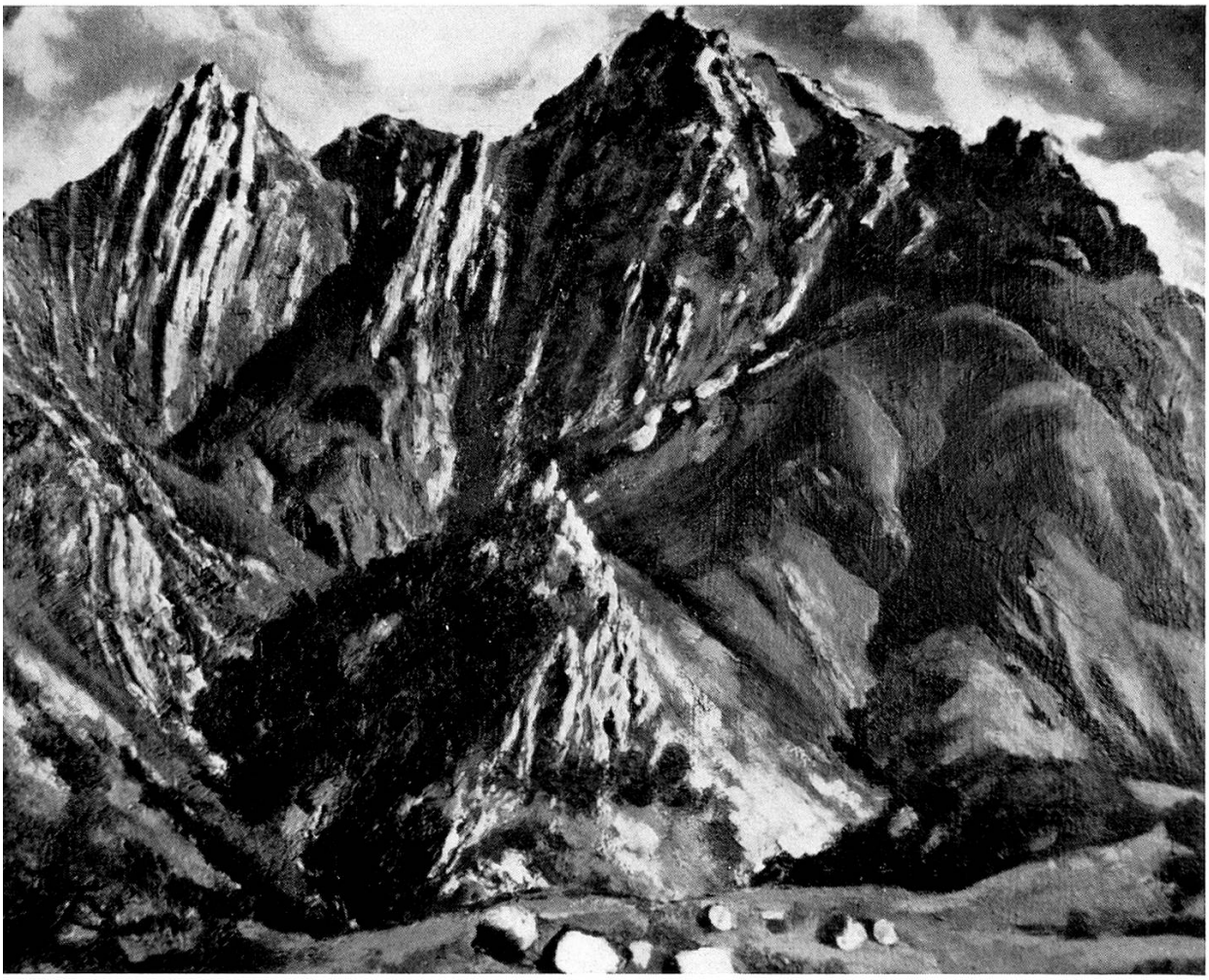
«Katzenmutter»
Kleinkeramik
von
Hedi Schoop





Max Schoop vor der Staffelei

Der zwölfjährige Sohn Tony von Hedi Schoop



Max Schoop, Kalifornische Bergimpression

denn inzwischen hatte sie Kurse beim deutschen Tanzreformer Rudolf von Laban und bei Ellen Tells in Wien mitgemacht. Ihr Mann, der Ende 1951 gestorbene Feuilletonredaktor und Revueleiter Dr. Hans Wickihalder, bekräftigte seine ehrgeizige Frau in der Erkenntnis, daß ihr eigentliches Talent auf dem Gebiet des heitern Ausdruckstanzes liege. Also gründete Trudi 1931 eine eigene zwanzigköpfige Tanzgruppe und errang mit ihr ein Jahr später beim internationalen Tanzwettbewerb in Paris den zweiten Preis. Ihre drolligen Alltagspantomimen sind unter den Titeln «Fridolin», «Blonde Marie», «Barbara», «Alles aus Liebe» und «Tanz aus der Reihe» durch ausgedehnte Tournees, die 1937 bis 1939 bis nach den Vereinigten Staaten führten, bald auch im Ausland belacht worden, weil hier mit naturwüchsigem Sinn für Humor allerlei menschliche Unzulänglichkeiten, Spießereien und versteckte Güte in leichtverständlichen Rhythmus und Bewegung umgesetzt wurden. Eine Zeitlang hat Trudi als Tänzerin, Kabarettistin und Regisseurin auch beim Kabarett «Cornichon» mitgewirkt. Aber in den Vereinigten Staaten scheint sie bei ihrem zweiten, 1947 beginnenden Aufenthalt mit ihren kostspieligen Shows weniger Erfolg gehabt zu haben als mit ihren pädagogischen Fähigkeiten. Es wurde für sie an der Tanzschule Loring in Los Angeles eine vielbesuchte Sonderklasse eingerichtet, in der sie die Zöglinge dazu erzog, ihre seelischen Verkrampftheiten abzulegen und sich lachend zu sich selbst zu bekennen. Aus Automaten individuelle Menschen zu machen und zum Leben in all seinen Abarten herzhaft «ja» zu sagen: das ist eine Aufgabe, die Trudi mit ganz ungewöhnlichem psychologischem Instinkt zu lösen versteht.

Der Komponist Paul Schoop

Der vor einem halben Jahrhundert geborene Bruder der Tänzerin — Paul Schoop — gilt innerhalb der Familie als Träumer, der manchmal hoch über der wolkigen Erde schwebt. Er ist ein geselliger, lieber Mensch, der als Schüler bedeutender Musiker wie Hindemith, Cortot, Dukas und Artur Schnabel ein tüchtiger Pianist geworden ist und in dieser Eigenschaft während des zweiten Weltkrieges in den Kasernen, Spitälern und Camps den rauhen amerikanischen Soldaten viel Freude gemacht hat. Mit einem auf Gummirädern laufenden Klavier fuhr er bei den Verwundeten von Bett zu Bett, um ihnen ihr Lieblingslied vorzuspielen. Während einiger Zeit war er auch Operettendirigent in San Francisco. Aber er will auch schöpferischer Musiker sein. Während er noch in Zürich lebte, wurde in Biel-Solothurn sein musikalisches Lustspiel «Der Glückstrompeter» uraufgeführt. Das Libretto war leider ziemlich erbärmlich. Paul ließ sich jedoch nicht entmutigen. Er fuhr nach Hollywood, um dort mit dem Berliner Komponisten Friedrich Holländer zusammenzuarbeiten, der seine jüngere Schwester Hedi geheiratet hatte. Holländer besaß als Schlagerkomponist einen internationalen Namen. Aber er konnte Paul nicht so fördern, wie dieser hoffte. Auch zeigte sich immer deutlicher, daß Paul als Musiker einen ausgesprochenen Sinn für Pantomimik und «musicals», das heißt Operetten besitzt. Er arbeitete deshalb häufig mit Trudi zusammen und hat für Thornton Wilders Nestroy-Bearbeitung «The merchant of Yonkers», die 1943 in Los Angeles uraufgeführt wurde, die Musik komponieren dürfen. Von ihm stammen auch ein Eulenspiegel-Scherzo («Imp's Holiday»), die Orchestersuite «Fata Morgana», ein parodistisches Zirkusballett und das tänzerische Indianerdrama «Maria del Valle»; unter seinen gediegenen Konzert-

arrangements hat das marschartige Ballett «Satire on Radetzky» einiges Aufsehen erregt.
Paul ist mit der hübschen Tänzerin Bonnie Vallerino verheiratet, mit der er gelegentlich in der Keramikfabrik seiner Schwester Hedi auftaucht, um an ihren Figuren das väterliche Spritzverfahren auszuprobieren. Sie besitzen eine bald sechsjährige, reizende Tochter, Paula genannt, die bereits instinktiv zum Tanz und zum Klavier strebt.

Die Keramikerin Hedi Schoop

In Berlin ist Hedi zunächst als Kabarettistin und Tänzerin gemeinsam mit ihrer Schwester Trudi in Kabaretts aufgetreten. Nach ihrer Scheidung von Friedrich Holländer hat sie in Hollywood den ungarischen Filmmann Ernö Verebes geheiratet. Da sie aktiv wie alle Schoops ist, gründete sie in Los Angeles eine keramische Fabrik, die zur Zeit ungefähr dreißig Angestellte beschäftigt. Die Figuren zeichnet und modelliert Hedi selbst. Da sie tänzerisch und farbig empfunden sind, finden sie auf dem amerikanischen Markt Anklang. Von ihrem Haushalt berichtet sie: «Wir haben sechs Katzen und einen Hund, ein gemütliches großes Haus mit dem wildesten und amüsantesten Garten, den du dir vorstellen kannst. Und wir haben eine schwarze Köchin, die violettschwarz ist und beständig schwarzen Kaffee trinkt, unter dem Orangenbaum sitzt und so laut lacht, daß alles Leben vor Schreck erstarrt.»

Der Maler Max Schoop

Max, der 1902 in Zürich geborene Bruder von Trudi, Hedi und Paul Schoop, ist 1940 nach Kalifornien ausgewandert. Malerisch

brachte er aus Europa ein solides Erbe mit. An der Kunstgewerbeschule in Zürich und in der Graphischen Anstalt Wolfensberger sowie an der Kunstakademie in Karlsruhe lernte er seriös zeichnen und malen. Der dem französischen Impressionismus nahestehende Schweizer Maler Wilhelm Hummel war ihm ein kultivierter Führer zur Welt der Farben. An der Nordsee hat Max Schoop hierauf Bilder im Stil von Frans Masereel und George Grosz gemalt. Die Vereinigten Staaten hingegen versucht er ganz unpathetisch und mit frischen Augen zu gestalten — nicht als ein Europäer, sondern als ein mit der Natur tiefverbundener, aber den Einbruch der Zivilisationserscheinungen nicht leugnender Künstler unserer Zeit. Den harten Steinstädten mit ihren nackten Neonlichtern und rasenden Autobahnen stellt er ebenso harte Landschaften gegenüber. Er will ein Porträtist der Wirklichkeit sein und ist es auch — unromantischer als Frank Buchser, der ja aus Amerika auch eine großartige Bilderernte in die schweizerische Heimat zurückgebracht hat. Die Schweiz kennt diesen neuen, elementaren Max Schoop noch kaum. Er hat die vitale Bühnen- und Filmdarstellerin Trude Berliner geheiratet, mit der er in abenteuerlicher Umgebung eine große Ranch bearbeitet, die Dos Parlmas Ranch, die mitten in einer heißen Sand- und Kakteenwüste liegt. Hier gedeihen Baumwolle und Datteln. Hier trinken Berglöwen aus dem Schwimmbassin und harmlose Präriewölfe, und manchmal zeigt eine Klapperschlange an, daß auch sie vom Herrgott in diese wunderliche Welt gesetzt wurde.